



Um des Lebens Willen

Als das Handy klingelte und ich die Nummer auf dem Display erkannte, hatte der Nebel sich um mich geschlossen. Ich blieb stehen. Mein Finger schwebte für einen Moment über der grünen Taste, wich dann zur roten und senkte sich. Ich ließ das Telefon in meine Brusttasche verschwinden.

Was auch immer es war, ich wollte es nicht jetzt erfahren. Ich war doch gleich persönlich da.

Verdammt, wo kam plötzlich der Nebel her?

Ich drosselte meinen Laufschrift. Wurde langsamer. Aber nicht lässig langsam, sondern mit beigemischter Vorsicht. Das Wetter war scheußlich. Hätte der Roller heute Morgen nicht endgültig den Geist aufgegeben, wäre ich jetzt nicht in dieser Suppe gelandet. Wobei. Vielleicht doch.

Ein Surren, ein Rauschen machte auf sich aufmerksam. Es war leise, aber konstant. Die Landstraße nach Büdingen, die durch diesen Wald führte, musste nur wenige hundert Meter von diesem gottverlassenen Waldweg entfernt sein. Möglicherweise sogar näher. Der Nebel verschluckte doch so manches Geräusch.

Aber wäre der Roller nicht durchgerostet, könnte ich jetzt auf der Straße wenigstens die Scheinwerfer einschalten.

Nun musste ich laufen. Ohne Licht in diesem Smog, der immer grauer und dichter wurde. Und ohne ein gescheites Handy, ohne diese Taschenlampenfunktion, die mir mein Kumpel letzte Woche präsentiert hatte, als wir im Halbdunkeln durch eine Unterführung gelaufen waren.

Plötzlich verloren die glatten Sohlen meiner Schuhe den Halt. Armrudern, Reflexe, trotzdem fiel ich. Ich stand genervt wieder auf, mein rechter Ärmel war voller Matsch. Ich streifte die Hand an meiner Hose ab und wollte das kalte Erdbraun loswerden.

Ein Klingeln ertönte. Selbst wenn ich es nicht gehört hätte – ich spürte den steinzeitlichen Standard-Klingelton des Handys durch meinen Körper rinnen, bis hin zum Herzen. Ich ahnte, dass es dieselbe Nummer war wie vor ein paar Minuten.

„Hallo?“, fragte ich mit dem Handy am Ohr in den leeren Nebel hinein.

„Guten Tag“, sagte eine weibliche Stimme. Sie klang genauso trist und traurig wie das Grau um mich herum.

Die Stimme wollte wissen, ob ich denn Justin sei und ich bejahte es. Die Frau stellte sich jetzt vor und ich auch wenn ich sie schon kannte, unterbrach ich sie nicht. Ich setzte langsam einen Fuß vor den anderen. „M-hm. Ja ... Mhm“, antwortete ich hin und wieder.

„Wir ... haben jetzt alle Ergebnisse“, sagte die Frau plötzlich und schritt damit mitten in den heißen Brei.

Ruckartig war ich stehen geblieben. Ich sagte gar nichts mehr, nicht mal ein *Mhm* kam mir über die trockenen Lippen, ich hörte nur zu.



Zuerst schien das Gespräch so endlos wie das Nebelfeld, in dem ich war. Dieses Ergebnis und jenes Ergebnis. Diese Erkenntnis und jene Erkenntnis. Dieser Versuch und jenes wahrscheinliche Scheitern.

„Es tut mir sehr leid!“, beteuerte die Stimme irgendwann. Und als sie dann versickerte, stand für mich in all ihren Worten nur eine einzige Erkenntnis.

„Ein Monat“, sagte ich und schluckte. „Nur noch ein Monat?“

Als die Frau das Telefonat beendete, rannte ich los. Getrieben. Hinaus aus dem Nebel. Und plötzlich sah ich alles wieder klar. Bittere Klarheit.

Noch ein Monat also. Noch ein Monat, dann würde ich Vollwaise sein.

*

Noch ein Monat, dann würde ich Vollwaise sein, tippte sie und schaute von der Schreibmaschine auf.

Vollwaise.

Fast jeder Mensch mit Mitte fünfzig war Vollwaise, dachte sie beiläufig. Doch sie ließ die Zeilen nun so, wie sie waren. Genug der Worte aus dem Leben fiktiver Gestalten, deren Schicksal immer noch eine Ecke schlechter sein durfte als das eigene.

Ihre Aufmerksamkeit wurde zum Wandschrank gezogen. Das dunkle Eichenholz war wie ein Ruhepol für Margarete. Hier konnte sie ihre Fiktion parken und behutsam wieder in ihr eigenes Leben rutschen.

Sie stand auf und schob sich zu einem der beiden großen Fenster. Der Stoff ihrer Daunenjacke knisterte bei jeder langsamen Bewegung.

Sie fasste den Gurt des Rollladens und zerrte daran. Nur soweit jedoch, bis sich unten zwei Reihen der Schlitzte öffneten, dann beugte sie sich vor und spähte nach draußen.

Ihre Wollmütze war tief ins Gesicht gerutscht. Margarete verschaffte sich klare Sicht und lächelte. Soweit sie das überblicken konnte, plusterten sich Wolken über Marburg auf. Vielversprechende, dunkle Wolken.

Heute Morgen, als die Sonne zu sehen war, hatte Margarete schon befürchtet, den ganzen Tag im Hause verbringen zu müssen. Aber vielleicht regnete es ja doch noch.

Ein tiefer Glockenton ertönte.

Margarete drehte sich reflexartig um, obwohl sie genau wusste, was ihr die Standuhr sagen wollte: Zeit, den Eichentisch einzudecken. Dreizehn Uhr – Mittagessen.

Das schwache Licht der einzigen Lampe im Raum erhellte das Zimmer nur spärlich. Aber immerhin war sie so platziert, dass der im Wandschrank eingearbeitete Spiegel das Licht zur Küchenzeile lenkte.



Sie brauchte nicht mehr Licht in ihrem Leben, außerdem war der Strom teuer. Und wenn man schon die Hälfte seines Lebens in dieser Villa verbracht hatte, so wie sie, kannte man jede dunkle Ecke.

Und im Grunde nutzte sie ja nur drei Räume. Bad, Schlafzimmer und ihren Multifunktionsraum, in dem sie arbeitete, kochte, aß. Oder einfach Zeitung las. Geburtstagskarten schrieb. Hin und wieder ein Kreuzworträtsel löste, wenn ihr gerade keine eigenen Worte und Rätsel für ihren Roman einfielen.

Alle kreativen Stunden und genauso alle Schreibblockaden verbrachte sie im Angesicht des Wandschranks.

Zumindest an sonnigen Tagen, wenn sie das Haus nicht verlassen konnte.

Neben der Küchenzeile war die Wand ein Stück aufgestemmt, ein schwarzer Mauerrand, etwas Ruß. Warum Margarete in den letzten drei Wochen noch kein Bild darüber gehängt hatte, war ihr nicht klar. Wollte sie das Loch etwa als warnende Erinnerung vor Augen haben?

Wenn sie diese Stelle in der Wand fixierte, stieg ein rauchiger Geruch in ihre Nase. So wie vor drei Wochen, als ein Kabel in der Wand plötzlich zu schmoren begonnen hatte.

Ein Schreck war das gewesen für eine Frau Mitte fünfzig! Und nicht minder erschütternd war es gewesen, als der Handwerker anmerkte: „Da ham Se nochmal Glück jehabt, jute Frau. Eigentlich wäre det jut, mal alle Kabel im Haus prüfen zu lassen – es wäre an der Zeit, die komplette Strom-, Wasser- und Wärmeversorgung zu sanieren!“

Als ob er mit seinen dreißig Jahren die Ahnung hatte! Oder das Geld.

Margarete rührte in dem kleinen Topf, dessen Inhalt allmählich zu dampfen begann.

Im Gegensatz zur Suppe war das Haus eisig. Wahrscheinlich sogar kälter, als der Februar es für draußen vorsah.

Aber sie brauchte nicht mehr Wärme in ihrem Leben, außerdem war das Heizöl teuer. Und wenn man schon 27 Jahre hier in diesem Haus lebte, war diese Vertrautheit warm genug.

Ein schrilles Geräusch ließ Margarete hochschrecken.

Es dauerte nur Millisekunden, bis sie dieses Klingeln identifizierte. Der Löffel wog plötzlich schwer in ihrer Hand, er krachte nach unten in den Suppenteller und überschwemmte den Holztisch mit Suppe.

Zwei Mal lang – der Postbote.

Er sollte es behalten! Sollte es unberührt dahin zurückbringen, woher es kam! Sie wollte es nicht!

Margarete rannte – soweit ihr das in der winterlichen Kleidung möglich war – durch den Flur. Hier waren alle Schlitze der Rollläden geöffnet, ein Fenster sogar zur Hälfte frei. Das bisschen Sonnenlicht konnte sie verschmerzen und gerade war es sowieso bewölkt.

Sie blinzelte durch die Ritzen im Rollladen.

Eine unbändige Abscheu breitete sich in Margarete aus. Es *war* der Postbote!



Und er hatte es bei sich. Groß und unerwünscht!

Aber sie hatte weder die Tür geöffnet, noch ein Fenster. Sie hatte kein Lebenszeichen von sich gegeben. Alle Rollläden am Haus waren nach unten gelassen – was also hinderte den Postboten daran, auf dem Absatz kehrt zu machen und zu verschwinden?

Und dann erkannte Margarete den Grund. Ja, schon fünfzig Jahre lang kannte sie diesen Grund.

Der Postbote ging wirklich – aber nicht ohne vorher mit ihrer Schwester zu reden, die dann die Treppe zur Haustüre hinaufstieg. Vollbepackt mit dem großen Ding.

Diesmal erschreckte kein Schrillen ihre Welt – diesmal gab es kein Klingeln. Nur ein Schlüsselbundklimmern und anschließend ein Knacken der Dielen unten im Hausflur.

„Margarete? Bist du da? Margareete?“

Margarete öffnete die Tür, die das Rufen gedämpft hatte.

„Margarete? Bist du oben?“, rief es erneut. Die Stimme flötete geradezu. Und ohne eine Antwort abzuwarten, hörte man Stöckelschuhe vorsichtig die Treppe erklimmen.

„Natürlich bin ich hier, wo soll ich denn sonst sein? Was willst du hier?“, antwortete Margarete missmutig.

Sie duldete es nur schwerlich, dass ihre Schwester Anette das Licht im Flur anschaltete. Aber die behauptete, sie würde sich sonst den Hals brechen.

Vielleicht wäre das nicht das Schlechteste, dachte Margarete. Zumindest wüsste dann niemand von dem Paket.

Anette hievte es vor Margarete auf den Eichentisch.

„Da! Ein Paket für di-“

„Ich will es nicht. Und schon gar nicht auf meinem Tisch!“

„Margarete, Liebes, was bist du denn so patzig? Du kannst deinem Schwesterlein ruhig danken, dass sie dem Postboten die Arbeit abnimmt. Was ist denn da drin?“, wollte sie wissen und beäugte neugierig das Paket.

„Ich habe gesagt, du sollst es vom Tisch nehmen!“, beharrte Margarete.

Ihr Blut hatte sich durch die Aufregung in den letzten Minuten so sehr erwärmt, dass sie zu schwitzen begann. Sie zog die Daunenjacke aus und hängte sie über den Stuhl.

Wie konnte sie das Paket wieder nach draußen schaffen?

„Wenn ich wiederkomme, steht das braune Ding unten im Flur!“, befahl Margarete und verschwand im Badezimmer.

Als sie zurückkam, war das Paket tatsächlich nicht mehr auf dem Tisch. Sondern –

Anette hatte es geöffnet.



*

„Was hast'n da, biste auf die Fresse gefall'n?“, fragte Olsen und verwies auf meinen Ärmel. Er hockte auf der einzigen Bank vor dem Mietshaus, die noch die Hälfte der Bretter hatte.

„Sieht so aus, was?“, sagte ich nur und begann damit, die verkrustete Erde von der Jacke zu picken. Auch wenn der Dreck gerade mein kleinstes Problem war.

„Und, haste morgen wieder Frühschicht?“, wollte er wissen.

„Nee“, antwortete ich knapp.

„Spätschicht?“

„Nee“, wiederholte ich.

Olsen soff sein Bier. Ich würde bald verschwinden. Auf den abgewrackten Typen neben mir hatte ich jetzt keine Lust.

„Dann musste jetz' zur Nachtschicht!“

„Nee. Die haben mir gekündigt!“

Olsen nickte verständnisvoll, während ich mich fragte, ob er kapierte, was das bedeutete. Verstand jemand, der mit 26 noch nie gearbeitet hatte, was eine Kündigung war?

„Coole Sache. Dann kannst jetzt `n bisschen chill'n hier. Und abends mit uns abhängen!“, rief er.

Er wusste also nicht, was eine Kündigung bedeutete.

„Ich such mir jetzt einen neuen Job!“, sagte ich und war selbst erstaunt, wie entschlossen das klang. Hätte ich früher die Schule ernster genommen, würde mein Entschluss vielleicht auch bald zur Tatsache werden. Aber so? Mit schlechten Noten und einem Dutzend Einträge in der Polizeiakte? Den Job bei Metall-Fritze hatte ich nur gehabt, weil der meine Mutter kannte. Aber jetzt brauchte er keinen mehr, der die Drecksarbeit machte.

Ich stand auf. „Trink nicht so viel Bier“, sagte ich zu Olsen. Er lächelte mir nur schief entgegen.

Das Treppenhaus kam mir heute noch enger vor als in den letzten 24 Jahren. Vielleicht auch nur, weil mein Kopf so voll war. Voll mit Sorgen und doch so leer, aussichtslos. Das Schloss knackte und ich betrat die Wohnung. Meine Hand berührte automatisch den Lichtschalter, doch nichts geschah. Ich drückte den Lichtschalter erneut. Nichts. Auch nicht nach dem dritten Mal und auch nicht in den anderen zwei Zimmern der Wohnung.

Es dämmerte schon, spätestens in einer halben Stunde würde es hier stockdunkel sein. Und eben weil es schon so spät war, würde ich den Hausmeister auch nicht mehr finden.

Ich seufzte und nahm mir eines der letzten drei sauberen Gläser aus dem Regal. Dann lief ich zur Spüle und drehte den Wasserhahn auf.

Doch plötzlich wurde der Wasserstrahl dünner. Und dünner. Ich drehte weiter am Hahn, der letzte Tropfen, aus. Verwirrt blickte ich ins Becken.



Verdammt. Oh, verdammt!
Heute war der erste Oktober.

*

*Schwäne frieren nicht
Das haben sie uns voraus
Mein Hintern ist kalt*

Anette las es laut vor, zuckte mit den Schultern und legte das Zettelchen beiseite. „Was soll das? Öffne ich deine Post? Mach, dass du in deine Haushälfte kommst und lass mich hier in Frieden!“, schrie Magarete erbost, doch ihre Schwester ignorierte sie und begutachtete die Außenseiten des Pakets.

„Kein Absender ... Na, wer kommt denn auf die geniale Idee, dir einen Computer zu schicken?“

„Du kannst dir dein Grinsen abschminken, ich werde ihn wieder zurückgeben! Nie im Leben werde ich ...“

„Sag niemals nie, so heißt es doch. Margarete, Liebes, schau: Ich verstehe deine Sturheit nicht. Du kennst dich in der Welt der jungen Menschen doch einigermaßen aus, du schreibst ganze Romane über deren Probleme. Aber du selbst? Der Computer kommt doch bestimmt von diesem Rolf Sowieso aus deinem Verlag, oder? Aber wie seltsam, dass der dir diesen Gefallen tut, wo du ihn doch vor ein paar Tagen hochkant aus dem Haus geschmissen hast ...“

„Woher weißt du das?“

„Das war ja nicht zu überhören! Ich musste meine Klavierstunde unterbrechen, die kleine Elsa war von eurem Geschrei völlig unkonzentriert. Ich wollte euch um Ruhe bitten, da kam schon der Mann die Treppe herunter gepoltert, sah mich, stellte sich kurz vor und war auch schon mit bitterer Miene durch die Haustür hinaus!“, erzählte Anette und blickte ihre Schwester erwartungsvoll an.

„Er will mich erpressen, der Hund!“, sagte Margarete. „Es sei zu umständlich, dass ich mit Schreibmaschine schreibe. All die Jahre hat ihn das nicht gestört! Und jetzt hat sein Sohn den Verlag übernommen. Die wollen mir kündigen, wenn ich ... *meine Arbeitsweise nicht modernisiere!* Den Buckel sollen die mir runter rutschen, das sollen sie!“

Margarete hatte die Wollmütze vom Kopf genommen und fuhr sich aufgeregt durch die Haare.

„Aber Margarete! Dann ist das doch keine Erpressung. So etwas nennt man Hilfe! Schon wieder willst du Hilfe ablehnen. Und wieder und wieder und wieder. Willst du dem Bestatter irgendwann auch sagen, dass du ihn nicht brauchst, sondern selbst einen Sarg baust und dich sehr wohl alleine hineinlegen kannst? Glaub mir, Margarete, wenn du so weiter machst, kommt das Ende schneller als du denkst!“



Margarete schwieg, hatte sich in den Sessel gesetzt und starrte auf den großen Wandschrank.

Anette, die ihre liebliche Stimmlage in der Ansprache verloren hatte, stieß mit dem Schuh gegen den Karton und holte erneut Luft.

„Mit deiner Einstellung stößt du den Verlag vor den Kopf, so wie du es mit allen machst. Mit mir, wenn ich dir helfen will, mit deinem Arzt, der dich schon seit Jahren zu einer Behandlung deiner Sonnenallergie zu überreden versucht ... Wenn du jetzt aus deinem Vertrag fliegst, wovon willst du dann Leben? Dann musst du endlich von diesem Haus loslassen, ob du willst oder nicht. Lange können wir hier sowieso nicht mehr bleiben, der Kabelbrand vor drei Wochen beweist doch, wie marode das Haus ist! Sieh es ein, Magarete, sieh endlich ein, dass sich auch das reale Leben verändert!“

Die Tür krachte zu. Stöckelschuhe auf der Treppe nach unten, Knarren der Dielen, leiseres Klackern auf der anderen Treppe nach oben.

Ein paar Sekunden später vernahm Margarete dumpfe Klänge. Tiefe, hohe, wieder tiefe, ganze Läufe davon. Ein Konzert des Herzens. Ein Konzert des Ärgerns. Anette war in ihrem Reich.

Margarete erhob sich und trug die kalte Suppe zur Anrichte. Der Appetit war ihr vergangen.

Die Aufregung sackte langsam. Sie zog die Mütze wieder über den Kopf und bis tief in die Stirn, bevor sie lange und skeptisch auf das eckige Ding im Paket schaute. Immer begleitet von dumpfer Klassik. Von Schubert und Mozart. In Noten aufgelöste Leidenschaft.

Es war schon immer so gewesen. Anette verlor sich in den Tasten des Konzertflügels und Margarete in den Tasten der Schreibmaschine. Warum sollte man daran etwas ändern? Von Anette erwartete schließlich auch niemand, dass sie plötzlich auf einem Keyboard spielte, dessen Töne dann auf einem Monitor zu sehen, aber nicht mehr zu hören waren.

Entschlossen stand Margarete auf und wuchtete den Computer auf den Boden. Allerdings galt der Entschluss weniger dem Computer als vielmehr dem Karton. Brennbares Material!

Mit den zwei großen Holzscheiten, die noch neben dem Kamin lagen, hätte sie kein Feuer zustande gebracht, aber mit der Pappe sollte es gehen, dachte sie und wollte den Karton schon zerreißen, als ein klingelndes Geräusch ertönte.

Etwas war herausgefallen. Sie stellte den Karton zur Seite und hob einen kleinen Schlüssel auf.

Ein Schlüssel? Bei einem Computer? Nein: Ein Schlüssel bei einem Computer von Rolf Dengler! Das musste eine Bedeutung haben ...

Margarete zog gleichmäßige Bahnen durch den Raum. Auf und nieder. Bei jedem ‚Auf‘ dachte sie daran, wie der nette Herr Dengler ihr die Pistole auf die Brust gesetzt hatte. Und bei jedem ‚Nieder‘ konnte sie sich des Gedankens nicht erwehren, dass Rolf vielleicht doch auf ihrer Seite stand. Dass Anette Recht gehabt hatte und er nur helfen wollte mit seinem Paket. Wie ein langjähriger Freund das eben tat, Hilfe und Inspiration anbieten. Den Schlüssel für einen



neuen Weg finden.

Margarete strich liebevoll über die abgenutzten Buchstaben der Schreibmaschine. Manche Dinge wurden von Tag zu Tag hübscher. So wertvoll.

Ihr Blick heftete sich an den kleinen Zettel, den Anette vorhin vorgelesen hatte.

Schwäne frieren nicht

Das haben sie uns voraus

Mein Hintern ist kalt

*

Mein Hintern war kalt. Überhaupt alles an mir war kalt. Als meine Zähne klapperten, schlug Eis auf Eis. So, wie ich gestern Abend an der Wand gekauert hatte, war ich auch eingeschlafen. Auf den Fliesen.

Ich stand auf, lief mit steifen Gliedern zum Kleiderschrank und zog den dicksten Pulli über mein T-Shirt. Mir war klar, dass ich jetzt keine heiße Dusche nehmen konnte. Nicht mal eine lauwarme.

Es war wie Domino. Früher kein Verstand. Jetzt kein Glück, kein Job, kein Geld. Kein Wasser, kein Strom.

Ich wusste nicht, was ich schlimmer finden sollte. Die Kälte zuhause oder dieses Krankenhauszimmer. Weiß kroch bis in den letzten Winkel. Die Tabletten in der Wochenschachtel waren das einzig Farbige. Neben den weißen Pillen lagen rosafarbene, blaue und gelbe.

Und trotzdem hatte Mam keine Farbe mehr im Gesicht.

„Mam ... Hey. Mam. Ich bin wieder da“, rief ich und versuchte, sie behutsam aufzuwecken.

Sie blinzelte, fixierte mich mit müden Augen und tastete nach meiner Hand.

„Wie geht's dir?“, fragte ich.

„Oktober ... Wir haben Oktober. Haben sie dir den Hahn zuggedreht?“

„Mam, das ist jetzt nicht wichtig!“

Ich gab ihr das Wasserglas, das auf dem kleinen Tisch am Bett stand.

„Doch, das ist es. Mein Ende steht fest, da soll es dir gut ...“, begann sie, doch ich sprang auf.

„Lass das, Mam! Hör auf, das zu sagen!“

Doch sie schwieg nicht.

„Es ist aber die Wahrheit, Justin“, sagte sie.

„Na und? Ich will es nicht hören. Ich brauch keine Wahrheit. Warum brauchst du sie auf einmal? Lüg mich doch einfach an, so wie früher. *Der Papa hat dich ganz doll lieb, Justin. Aber Papa hat sich entschieden, eine große Reise zu machen. Papa zündet jeden Abend für dich einen neuen Stern an. Wir müssen in das große graue Haus*



nach ganz oben ziehen, damit wir die Sterne besser sehen. Wir sind jetzt nur noch zwei, wir brauchen nicht mehr so viel Platz ...“

Ich versuchte mich zu bremsen. Doch auch die bitterkalte Atmosphäre kühlte mein Blut nicht herunter.

Da lag sie, meine Mutter. Früher war sie mal stark. Als ich noch eine Schwäche für alles hatte, das Ärger nach sich zog.

„Ich komm später wieder. Muss was essen“, sagte ich, wendete mich vom Bett ab und wollte gehen, als sich die Zimmertür plötzlich öffnete.

Noch mehr Weiß trat in den Raum.

„Guten Morgen, Frau Belt!“, grüßte die Messner und mit einem Kopfnicken schüttelte sie meine Hand.

Ich mochte die Hand nicht. Ich mochte auch diese Stimme nicht, konnte nur negative Nachrichten mit ihr verbinden. Hätte ich eine Farbe dazu nennen müssen, wäre meine Wahl zweifelsfrei auf Grau gefallen. So ein Dickmilchgrau wie die Suppe im Wald gestern, als die Messner mich angerufen hatte, weil sie dachte, ich käme nicht mehr an diesem Tag.

Ich zog meine Hand aus der Begrüßung zurück und zwang mich zu einem „Morgen“. Aber *gut* war hier nichts.

Ich wollte meine Flucht fortsetzen, doch der Kittel folgte mir auf den Flur.

„Herr Belt, warten Sie! Ich würde mich gerne einen Moment mit Ihnen unterhalten“, rief die Ärztin und wies mit dem Arm auf die Sitzplatzreihe im Flur.

Ich zögerte.

„Sie haben mir doch gestern am Telefon schon alles gesagt“, erinnerte ich.

„Nehmen Sie Platz!“, antwortete sie nur und setzte sich.

Der Plastikstuhl war unbequem. Ich rutschte ein wenig hin und her und wartete darauf, dass sie anfing. Doch noch konzentrierten sich ihre Augen auf die Papiere, Zahlen und Tabellen auf dem Klemmbrett.

„Sehen Sie, Herr Belt, Krebs im Endstadium ist besonders in Ihrem Fall eine sehr erschütternde Diagnose und mir ist es wichtig, darüber noch einmal persönlich mit Ihnen zu reden“, begann sie.

Besonders in meinem Fall. Ich starrte auf den Boden. Plötzlich projizierte sich ein Film darauf. Da war Mam. Mam fiel zu Boden, war mitten auf der Straße einfach zusammen geklappt. Da war ich. Ich wählte panisch den Notruf ...

Das war vor sechs Tagen. Erst vor sechs verdammten Wochen offenbarte sich, dass Mam die ganze Zeit gelogen hatte mit ihrem „Heute geht es mir schon wieder ein bisschen besser als gestern!“

Monatelang hatte sie diese Schwäche. Erkältung. Oder den Magen verdorben. Oder einfach müde. Ein Arzt könnte ja gegen Müdigkeit auch nichts tun, sie würde sich jetzt einen Moment hinlegen. Und Migräne hatte ihr Vater schon ab und an gehabt.

Und all das hatte ich geglaubt. Ich wollte es glauben, so wie ich früher auch an



die Reise meines Vaters geglaubt hatte, bevor ich irgendwann begriff, was für ein feiges Arschloch er gewesen war!

Mit einem Strick. Und zusammen mit dem Stuhl unter seinen Füßen hatte er auch Mam damals den Boden weggetreten. Hatte ihr Schulden und mich überlassen.

„Nachdem Sie gestern das Krankenhaus verlassen haben, war Ihre Mutter ziemlich aufgeregt“, erklang die Stimme der Ärztin wieder.

„Als ich da war, hat sie kaum geredet“, sagte ich.

„Ihre Mutter war verzweifelt. Sie hat Angst um Sie, hat immer wieder davon geredet, dass sie es nicht geschafft hätte, Ihnen eine gute Zukunft zu ermöglichen. Sie war völlig aufgelöst – wir mussten ihr ein Beruhigungsmittel geben. Fakt ist, dass sich durch solche unkontrollierte Phasen der Zustand ihrer Mutter weiter verschlechtern kann. Fakt ist aber auch, dass wir Ihre Mutter in den letzten zwei Wochen mit gestriger Ausnahme als eine sehr resignative Patientin wahrgenommen haben. Sie verwehrt auch die Gespräche mit dem Psychologen. Was ich Ihnen vor Augen führen möchte, Herr Belt, ist, dass Ihre Mutter gerade dabei ist, ihren Lebenswillen zu verlieren.“

Ich schaute irritiert auf. Sie hatte die Haare streng zurück gekämmt, schlug die Stirn in Falten. Mit hochgezogenen Augenbrauen schaute sie mich eindringlich an. Aber diesen Mitleidsblick konnte sie sich auf den weißen Kittel schmieren!

„Meine Mutter hat ihren Lebenswillen verloren, sagen Sie? Wer hat denn meiner Mutter klar gemacht, dass ihre Tage gezählt sind? Wenn das jemand zu Ihnen sagt, möcht ich mal Ihren Lebenswillen sehen, Frau Doktor!“, schleuderte ich ihr entgegen, doch die Mitleidsmiene veränderte sich kein Stück.

„Herr Belt. Ich weiß, dass Sie es momentan sehr schwer ...“

„Ach hör'n Sie doch auf! Was wollen Sie denn jetzt von mir? Soll ich jetzt ins Zimmer gehen und sagen: ‚Hey Mam, hab doch mal wieder mehr Lebenswillen?‘“, fragte ich und stand auf.

„Ich will Ihrer Mutter und Ihnen in erster Linie helfen, Herr Belt“, begann sie, erhob sich dann langsam und setzte ihre Rede Auge in Auge mit mir fort. „Aber wenn ein Mensch diese Welt verlassen muss, ist es oftmals viel Wert, wenn man das ‚Wie‘ beeinflussen kann. Dass ihre Mutter viel zu früh gehen muss, ist unendlich traurig. Doch ein bisschen Zeit bleibt Ihnen noch, eine sehr wichtige Zeit, die Zeit des Abschieds. Dass ich den Lebenswillen angesprochen habe, sollte nicht bedeuten, dass Sie Ihrer Mutter die Hoffnung vorgaukeln sollen, alles könnte wieder gut werden. Aber ich finde, dass sie etwas braucht, das ihr die letzte Zeit so schön wie nur möglich macht. Ihre Mutter braucht vor allem Sie. Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, aber vielleicht versuchen Sie einfach, ihr die Sorgen um Sie zu nehmen. Alles, was ich Ihnen ans Herz legen wollte, Herr Belt, ist die Erfahrung, dass es beruhigender ist, wenn ein Mensch mit einem Lächeln auf den Lippen diese Welt verlässt. Nicht verzweifelt einschläft. Wenn Ihnen etwas einfällt, das Ihrer Mutter gut tun könnte, dann sagen, tun oder zeigen Sie es. Und wenn Sie selbst Hilfe brauchen, dann sagen Sie Bescheid!“

Der weiße Kittel verschmolz mit dem Gang.



Ich ließ mich wieder auf einen der Plastiksitze sinken und fuhr mir mit den Händen übers Gesicht. Ich mochte keine Gewissensreden. Und eigentlich mochte ich keine weißen Kittel. Aber ich hatte die Worte der Messner in mich aufgenommen und begann, sie wieder und wieder abzuspielen.

Dass ihre Mutter viel zu früh gehen muss, ist unendlich traurig. Doch ein bisschen Zeit bleibt Ihnen noch, eine sehr wichtige Zeit, die Zeit des Abschieds.

Die Geräuschkulisse um mich herum wurde lauter.

Unmittelbar vor mir hatte ein Mann die Krankenschwester angesprochen. Ich bemerkte eine kleine Hand, die sich in die des Mannes schob.

Jetzt musterten mich zwei riesige Kinderaugen.

Ich konnte meinen Blick nicht abwenden, war wie elektrisiert, schluckte und in meinem Kopf begann ein Wirbelsturm, der abwechselnd Sommer und Winter durch meine Adern schickte.

Plötzlich lächelte das kleine Mädchen mich an.

Ich blinzelte ungläubig.

Das kleine Mädchen lächelte.

Augen zu, Augen auf.

Immer noch.

Ich riss mich zusammen, kämpfte mit aller Kraft gegen die Chaoslähmung an und –

Lächelte zurück.

„Dankeschön! Komm, Rita, ich weiß jetzt, wo wir hinmüssen!“, hörte ich den Mann sagen und das Mädchen lief seinem Papa hinterher.

Früher hatten kleine Kinder immer Angst vor mir gehabt. Vor uns allen, wenn wir durch die Straßen zogen. Die Gang aus dem Mietshausblock. Und uns machte das Spaß, wenn sie Angst vor uns hatten.

Früher. Mein Vorstrafenregister.

Früher. Die Zeit bis vor zwei Jahren.

Früher. Die Zeit, die endete, als ...

Wenn Ihnen etwas einfällt, das Ihrer Mutter gut tun könnte, dann sagen, tun oder zeigen Sie es.

Da war er. Zögernd hatte er sich in meinen Kopf geschlichen, dieser Gedanke und zuerst wollte ich ihn packen und wegschleudern, so wie jeden Tag, wenn er kleinlaut angekrochen kam. Aber nun ließ ich ihn auf mich zukommen, nahm ihn auf die Hand und beschäftigte mich eine Weile damit.

Entgegen meiner Erwartung verfiel ich diesmal nicht der Resignation. Nein, ich stand auf und schloss den Gedanken in meiner Faust ein, wollte ihn auf gar keinen Fall verlieren.

Konnte *er* meine Rettung sein? Würde Mam darüber lächeln?

Mein Magen knurrte.

Ich hatte jetzt zwei Ziele. Das erste war der Imbissstand am Bahnhof.



Diese Stärkung würde ich für das zweite Ziel brauchen.

*

(...)
Margarete

*

Ich starrte auf das Messingschild an der Hauswand. *Charlene, Oskar und Connor Markmann.*

Vorhin am Imbiss hatte ich mir gleich zwei belegte Brötchen gegönnt. Hatte mir Mut angegessen und dabei immerzu an die Worte der Messner gedacht.

Und jetzt war ich bereit, den bislang größten Deal meines Lebens zu brechen. Für Mams Lächeln.

Ich klingelte.

Als Charly die Haustür öffnete, sah sie mir direkt in die Augen. Das erwartungsvolle Lächeln in ihrem Gesicht wandelte sich blitzschnell in Entsetzen.

„Charly, ich weiß, dass ich hier nicht – Nein, warte! Charly!“, rief ich und schaffte es, meinen Fuß in die Tür zu stellen. „Bitte, Charly, ich muss mit dir reden!“, schrie ich.

Plötzlich begann ein Hund in der Nachbarschaft zu bellen.

Die Tür öffnete sich ruckartig, Charlys Augen suchten unruhig die Umgebung ab, dann zerrte sie mich ins Haus und schloss die Tür wieder.

Ich atmete erleichtert auf, doch jetzt fuhr sie herum.

„Bist du bescheuert? Du kannst hier nicht einfach auftauchen! Das war der Deal, du hast es versprochen! Du hast es geschworen! Wenn dich hier jemand sieht, dann ...“

„Ich weiß, dass das gegen den Deal ist. Ich muss aber mit dir reden!“, beteuerte ich.

„Warum? Es gibt nichts zu reden, wir haben vor zwei Jahren alles geklärt! Egal, was du jetzt willst, Justin, du hast kein Recht, an unserem Deal irgendetwas zu ändern. Du hast kein Recht, mein neues Leben kaputt zu machen! Hau ab hier! Und lass dich nie wieder blicken!“, schrie sie und griff wieder nach der Haustüre, doch plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen.

Ein Schreien war ertönt. Unwillkürlich malte sich das Bild des kleinen Mädchens im Krankenhaus in meinen Kopf. Ich schluckte.

„Du ... hast meinen Sohn aufgeweckt“, sagte ich leise.

Ihre Kiefermuskulatur verhärtete sich, als sie auf mich zugelaufen kam.



„Nenn ihn nicht *deinen Sohn!* Du bist ein Niemand für ihn, Connor ist sein Vater und er ist verdammt gut darin! So wie du aussiehst, glaube ich nicht, dass du dein Leben besser auf die Reihe kriegst, als vor zwei Jahren, also was auch immer gerade in dir aufblüht – vergiss es!“, zischte Charly.

„Meine Mam wird sterben“, hörte ich mich plötzlich sagen.

Charly wich einen Schritt von mir zurück.

„Was?“, fragte sie nach ein paar Sekunden.

„Mam wird ... Es ist die Wahrheit. Bitte, Charly. Gib mir ein paar Minuten, um dir zu erklären, warum ich hier bin“, antwortete ich. (...)